

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 6.

Samstag, 5. August 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

6) „Gott steh mir bei!“ rief die Generalin, entsetzt von ihrem Sessel aufspringend . . . „Er wird doch nicht etwa hier vorlesen, was . . .“

Und sie riß ihm das Blatt aus der Hand.

„Excellenz . . . hatten ja . . . befohlen . . .“ stotterte der unglückliche Kundschafter, der es vorgezogen hätte, noch einmal die Dünen zu chargieren, als einem solchen Examen seiner gestrengen Kommandantin ausgesetzt zu sein.

Diese las jetzt allein weiter und das Erstaunen hatte bald ihre Entrüstung über das allzu wörtliche Auffassen ihrer Instruktionen seitens des Wachmeisters verdrängt.

Kein Anachoret konnte eingezogener leben — es gab in dem ganzen Offiziercorps der fünf Großmächte keinen Offizier, der mit mehr Hingebung seinen Dienst versah und dabei einen solidern — einen wahrhaft lächerlich solidern Lebenswandel führte als der Dragonerlieutenant Alfred von Berting.

Das stand da schwarz auf weiß . . . von Stunde zu Stunde notiert und man hätte nicht einmal dem Wachmeister in sein ehrliches Gesicht zu schauen brauchen — die breiten energischen Schriftzüge hätten es zur Genüge schon gezeigt, daß der Mann nicht fähig war, etwas niederzuschreiben, was er vor seinem Gewissen nicht hätte verantworten können.

Die Generalin, nachdem sie zu Ende gelesen, begann die Lectüre noch einmal, überwog jeden Satz und übersprang nur die etwas allzu genaue Schilderung des am Donnerstag Morgen Vorgefallenen! — Und noch ein drittes Mal unterwarf sie das Schriftstück einer gleich sorgfältigen Prüfung — dann war ihr Entschluß gefaßt.

„Ich bin zufrieden mit Ihm,“ sagte sie endlich — „ganz zufrieden. Er kehrt augenblicklich zur Stadt zurück — setzt denselben Dienst, den ich Ihn aufgetragen, eben so getreulich fort und berichtet mir Mittwoch Mittag darüber. Hier im Hause wird das strengste Stillschweigen bewahrt! — Hier wieder ein Thaler! Ich war zufrieden mit Ihm — Apropos, wenn wieder solche . . . solche Episoden vorkommen, wie am vergangenen Donnerstag, so darf Er sie in seinem nächsten Berichte mit Stillschweigen übergehen, verstanden! — Und nun vorwärts, zur Stadt zurück!“

Dem Wachmeister war dieser Befehl eine Erleichterung, wie er sie fast nie gefühlt. Er spürte

faum, daß er ein steifes Bein habe, als er im Sturmschritt abmarschierte und ein leises „Gott sei Dank“ in seinen grauen Bart hineinbrummte.

Die Generalin ging eine ganze Weile sinnend auf und ab. Das war wirklich das Ueberraschendste, was ihr passieren konnte.

„Es fragt sich nur,“ sagte sie endlich vor sich hin, „ob sich der Lieutenant plötzlich geändert oder ob der Obrist, um wieder einmal Recht zu behalten, neulich seinen Sohn verleumdet hat . . . hm . . . hm! Letzteres hat viel Wahrscheinliches für sich; denn diese Männer . . . aber wir werden ja sehen! Die Hauptsache ist, daß ich die richtigen Stellungen kenne, dann wird mir das Operieren leicht werden . . . Also Clausewitz studiert er . . . hm, hm! Ich habe immer gesagt — er ist ein sehr tüchtiger Mensch, während sein Vater — — — —“

4.

Es ist ein wahres Unglück, daß es Geschichtsschreiber giebt! Diese so äußerst überflüssigen Menschen haben es sich zur Aufgabe gestellt, alle Episoden einer genauen, hoffentlich einseitigen Prüfung zu unterwerfen und oft die glaubwürdigsten Thatfachen nicht als solche anzuerkennen. Ein wirkliches trauriges Handwerk das ihre!

Man behauptet, daß das kritische Gemüth einem Menschen angeboren sei; und das wäre wenigstens ein mildernder Umstand bei diesem nicht zu beneidenden System.

Wir wollen daher immerhin glauben, daß der Obrist von Berting dieses Geschenk der bösen Fee mit zur Welt gebracht hatte und vielleicht — wie beim Piquetpiel — eigentlich gar nichts dafür konnte, als er auf eine sehr eigentümliche Weise mit dem Kopf schüttelte, da ihm die Generalin in den nächstfolgenden Tagen in allen Tonarten von seinem Sohne etwas vorschwärmte und es nicht an diesbezüglichen Auspielungen fehlen ließ, wie oft Vätern das richtige Verständnis für die außerordentlichen Eigenschaften ihrer Kinder fehle, und wie sie aus einem — wahrscheinlich gleichfalls angeborenen — Hang zur Rechthaberei so weit kämen, sich nicht zu scheuen, ihr eignes Fleisch und Blut auf eine nicht zu qualificierende Art und Weise zu verleumden.

Der Obrist hörte ein paar Mal diese Diatriben mit der größten Geduld an. Er war ja seit fünfzehn Jahren an dergleichen gewöhnt. Aber gewisse sich stets wiederholende und gleichbleibende Ausdrücke machten ihn am Ende doch stutzig.

Dazu kam, daß er eines Tages vor seiner Hausthür stand, als der Regimentsarzt auf einem Spazierritt vorbeipassierte.

„Nun — wie geht's meinem alten Wachtmeister?“ fragte er.

„Wen meinen der Herr Obrist?“

„Anton Streit — meinen Wachtmeister, unsern Gärtner, den wir in die Stadt geschickt haben, um sein zerschossenes Bein von Ihnen untersuchen zu lassen.“

„Kann nicht dienen, Herr Obrist — das betreffende Individuum hat sich noch nicht bei mir gemeldet.“

„Hm . . hm,“ machte der Obrist und dachte daran, wie Anton Streit, der Gartengehilfe hatte es ihm gesagt, nimmehr schon zweimal aus der Stadt zurückgekehrt — dann wieder fortgeritten sei, ohne bei ihm vorzusprechen, und wie die Generalin immer anzüglicher in ihren Anspielungen wurde über unnatürliche Väter, die ihren Kindern das Schlechteste andichteten. —

Der Regimentsarzt ritt weiter, aber der Argwohn hatte seinen Keim in die Seele des Obristen gelegt.

Als nun Anton Streit zum vierten oder fünften Male in die Stadt beurlaubt wurde und mit einer Miene von Selbstbefriedigung, die man seit Jahren nicht an ihm bemerkt hatte, vor sich hintrabte, indem er seine Pfeife schmauchte, sprengte Obrist von Berting am Saum des Waldes, da wo sich die Wege kreuzen, ihm plötzlich und ganz unerwartet entgegen.

Der Wachtmeister parierte sein Pferd und salutierte.

„Ah, — sieh da, Streit — lange nicht gesehen.“

„Herr Obrist . . .“

„Macht sich jetzt wohl gute Tage?“

„Zu Befehl, Herr Obrist.“

„Ist in der Stadt?“

„Abkommandiert!“

„Und läufst dort den ganzen lieben Tag herum; — muß doch eigentlich recht langweilig sein!“

„Zu Befehl, Herr Obrist! Die ersten Tage, da ging's schon, aber nachher — die Kerle können heutzutage kaum mehr reiten. Da ärgert man sich die Galle an den Hals, wenn man das Exercieren sieht!“

„Dann geh Er nicht hin!“

„Was soll man denn aber thun?“

„Hat Er denn sonst nichts in der Stadt zu thun?“

„Zu Befehl, nein!“

„Aber ich dünkte doch, Er solle den Regimentsarzt seines Beines wegen konsultieren!“

„Bah . . ist schon alles längst wieder in Ordnung. War gar nicht notwendig, daß ich zu ihm ging. Ein paar Tage Ruhe und alles war wieder in Ordnung, so gut es mit der alten Scharfke von Bein überhaupt noch gehen kann!“

„Aber was macht er denn in der Stadt?“

„Die Befehle der Excellenz ausführen.“

„Zum Teufel — dann hat Er ja aber zu thun — und keine Zeit, wie Er klagt, zur Langeweile!“

„Halten zu Gnaden, doch, Herr Obrist; — denn der Herr Lieutenant ist so freundlich, alles für mich zu besorgen!“ . . .

„Ah . . der Herr Lieutenant . . mein Sohn!“

„Freilich — unser junger Herr! Die Frau Generalin sagte mir, ich solle ihr alles raportieren, was der Herr Lieutenant thue. Da meldete ich mich nun pflichtschuldigst bei ihm und bat ihn, mir das zu sagen . . .“

„Ah . . so . . also so . . .“

„Ja, Herr Obrist! Und da meinte der Herr Lieutenant, der immer so gut mit mir gewesen ist: „Anton, was willst Du Dich mit Deinem lahmen Fuß abmühen und immer hinter mir her sein. Bleib Du ruhig in der Kantine und erzähle den jungen Maulaffen, welche Kerle meines Vaters Dragoner ehemals waren. Wenn Du dann nach Hause mußt, werde ich Dir Deinen Rapport schon in die Feder diktieren und Du brauchst ihn bloß abzulesen!“

„Und . . .“

„Alles, was Recht ist, Herr Obrist,“ rief Anton Streit mit Feuer — „der Herr Lieutenant hat sein Versprechen wörtlich gehalten. Nun schon viermal hat er sich die Mühe genommen, sich zu erinnern, was er gethan, und hat es mir diktiert. — Er war mir aber auch immer sehr zugethan und schon als Kind . . .!“

Der brave Wachtmeister konnte nicht fortfahren — ein schallendes Gelächter des Obristen hatte ihn unterbrochen.

„Aber . . Herr Obrist . . was hab ich denn gesagt, das . . ?“

„Nichts . . nichts. — Ist mir mit einem Male so etwas durch den Kopf gefahren, worüber ich lachen mußte. Hat nichts mit Ihm gemein — gar nichts! — Aber nun reit Er nach der Stadt, versch Er den Dienst, zu dem ihn die Frau Generalin kommandiert hat, mit gleicher Sorgfalt wie bisher . . hahaha . . das heißt . . hm?“

„Zu Befehl, Herr Obrist!“

„Braucht es auch meinem Sohne gar nicht zu sagen, daß ich es erfahren habe, wie er Ihn seine Melbungen diktiert. Ich werde darüber schweigen. Der Lieutenant hat es nicht gerne, wenn man von den Gefälligkeiten, die er erweist, viel Aufhebens macht. — Also ist es in Ordnung! Adieu, Streit!“

Und der Oberst warf sein Pferd herum und sprengte seinem Hause zu. Mehrere Male lachte er noch hell auf, dermaßen erschien ihm die Mystifikation der Generalin komisch und, wie er mit einer gewissen Schadenfreude hinzusetzte, wohlverdient! — Als er jedoch vom Pferde gestiegen war und in den schnurgeraden Riesallen seines Gartens auf und ab promenierte, begann er sich gewaltig die Enden seines Schnurrbartes zu ziehen, bei ihm ein untrügliches Zeichen, daß sich in seinem Geiste etwas vollzog, was einer Revolution ähnlich sah . . auch auf seinem Gesichte zeigten sich bald die Spuren dessen, was in seinem Innern vorging, denn seine Stirn fürchte sich — die Brauen zogen sich unmerklich zusammen und der Ausdruck wurde von Sekunde zu Sekunde ernster.

„Das heißt“ — sagte er, plötzlich stille stehend und einer alten Gewohnheit nachgebend, seine Gedanken, selbst wenn er allein war, laut auszusprechen — „das heißt — der Junge hat da einen infamen Streich gemacht, den ihm der Teufel verzeihen mag!“

„Die alte, gute Frau,“ fuhr der Obrist fort, „die so viel Interesse für ihn hegt, auf solche Weise an der Nase herumzuführen . . hm! drollig ist die Geschichte wohl . . . hahaha . . . zum Totlachen; aber — hm . . . infamer Kerl! — der wird nie aufhören Kadett zu sein und Kadettenstreiche zu machen, selbst wenn er einmal Generalleutnant werden sollte — woran ich allerdings in hohem Grade zweifle! — hm!“

Der Obrist maltraktierte seine Schnurrbartspitzen auf eine geradezu unmenschliche Weise, ein Zeichen, daß sein Gedankenkapital sich wiederum um einen neuen, plötzlich aufgetauchten bereichert hatte.

„Nun möcht ich nur wissen, was sich der Mensch bei der Geschichte denkt,“ fuhr er fort — „der einfachste Menschenverstand müßte ihm sagen, daß, wenn die Generalin ihn für einen Heiligen hält, sie ihm erst recht keine Ruhe geben wird, damit er die Sophie heiratet. — Das liegt ja auf der Hand, und ein gescheiter Kerl, wie er doch sicherlich einer ist, müßte das augenblicklich begreifen . . Und doch thut er das! — Warum aber? . . Ach was, der Schelm wird ihm ganz einfach in den Nacken gefahren sein und wenn ihm das passiert, dann ist er selbst nicht mehr Herr seines eigenen Verstandes! — hm! — Ja, so ist es gewesen! . . Er hat an den dummen Streich gedacht und sonst an weiter nichts! . . Und das wird sich an ihm selbst rächen! — Gerechtigkeit auf Erden! . . Bravo! — Er wird es am allerbittersten bereuen. Das gönne ich ihm — das freut mich! — Ich werde mich also gar nicht in die Geschichte hineinmischen, werde alles seinen Lauf gehen lassen und mich freuen, wenn sie alle beide von mir durchschaut werden! . . Höhere Strategik das, wie die Generalin sagt . . hm! . . Doch eigentlich ein himmelschreiendes Unrecht, wie der Bengel mit der alten, ehrenwerten Frau umspringt. Ich könnte den Kerl krumm schließen lassen; . . aber drollig ist die Geschichte eigentlich doch — sehr drollig!“

Und der Obrist mußte noch einmal über den Streich seines Sohnes, den seine Moral so energisch verdammt, laut aufschreien . . Mit einem Male jedoch stand er von neuem still und seine beiden Hände fuhr er wie auf Kommando in den Schnurrbart. Dieser hatte sich wohl noch nie in solcher Gefahr befunden, wie an diesem gedankenreichen Tage.

„Das heißt Halt!“ rief er, indem er mit dem Fuße energisch auf den Boden stampfte. — „Die Geschichte präsentiert doch noch eine andere Seite, an die ich bisher noch gar nicht gedacht habe! . . Ah, der Schädel wird mir noch von dem vielen Denken wie ein Pulverfaß explodieren! — Und das alles hab ich dem Schlingel zu verdanken, der . . hm! . . Ja daran habe ich bisher wirklich noch nicht gedacht und das lag doch eigentlich auf der Hand. — Meinen Kopf zum Pfande, daß die Generalin sich nicht damit begnügt hat, mir von meinem saubern Herrn Sohn etwas vorzuschwärmen, sondern daß das arme Mädchen, die Sophie, die sie den ganzen Tag unter der Hand hat, den Herrn Lieutenant unter hundert Formen täglich zu schmecken bekommen wird! Nun braucht die aber bloß daran zu glauben, da sie ganz gut weiß, daß die Generalin unfähig einer Un-

wahrheit ist — braucht sich nur von den Berichten überzeugen zu lassen — ihre Meinung über Alfred ändern — ihrer Tante nachgeben . . und das Unglück ist da! . . Verfluchte Manie, Krieg im eigenen Hause zu spielen . . besonders wenn man nichts davon versteht.“ (Fortsetzung folgt.)

Frau Lot.

Aus dem Englischen, übersetzt von Haslinger.

Wir waren unser Drei und hatten uns gemeinschaftlich einen sogenannten „Claim“ in einem der ländlichen Distrikte im Placer Minenbezirk in Californien erworben. Anfangs hatten wir ausgezeichneten Erfolg, der Sand war reich an Goldstaub und einige kleine Klumpen puren Goldes trugen wesentlich dazu bei, uns für angehende Millionäre zu betrachten. Aber leider dauerte das nicht lange, unsere früher so reiche Ausbeute wurde mit jedem Tage geringer, unser Waschen zahlte sich kaum und so verlor sich in demselben Maße unsere Heiterkeit und wir Drei wurden mit jedem Tage ernster — griesgrämiger.

Da war wenig oder eigentlich gar nichts „Romantisches“ in dem Leben, das wir führten. Vom frühen Morgen an arbeiteten wir hart in den „Diggings“, gruben, schaufelten und wuschen gleich Chinesen, hatten zu Mittag kalte Küche und morgens und abends wechselten wir ab in der Besorgung unserer häuslichen Verrichtungen, als da sind: Kochen, Geschirrwaschen, Aufräumen, Bettmachen, Holzspalten und — Wäsche waschen. O diese Waschtage! Selbige Erinnerung! Es waren zwar wenig genug und nicht sehr regelmäßig, aber es mußte sein. Da wurden am Abend die verschiedenen Waschstücke kunstgerecht eingeweicht, am andern Morgen gerieben, ausgewaschen, ausgerungen und dann auf den Büschen zum Trocknen aufgehängt. Und während die gütige Frau Sonne ihren Anteil an unserem Waschtage übernahm, saßen wir Drei „unter eines Baumes kühlem Schatten“, rauchten unsere Friedenspfeife und freuten uns des überstandenen Waschtages.

Die Claims in unserer Nachbarschaft waren alle, mit Ausnahme des einen nächst zu uns, ausgenüzt und seit langer Zeit verlassen, wir Drei aber hielten mit der Fähigkeit des absoluten „Muß“ an unserm fest, denn wir hatten all unserm Reichthum drangesetzt, theils an die Erwerbung dieses Platzes, theils an unsere Ausrüstung und Verproviantierung, und es hätte wirklich viel, viel schlimmer kommen müssen, bevor wir unsern Platz verlassen und, ärmer als wir gekommen, wieder abgezogen wären.

Unsere nächsten Nachbarn waren entweder weniger auf den Erwerb angewiesen oder leichter entnützt wie wir, kurz sie verließen, nachdem sie längere Zeit vergeblich versucht hatten, „auszuverkaufen“, den Platz und nur einer von ihnen blieb zurück — warum, wußte er wohl selbst am besten.

Da war nun in einem Umkreis von drei Meilen kein anderer „Claim“ bewohnt und die nächste Station, wo wir Lebensmittel u. s. w. bekommen konnten, war eine gute Tagreise weit entfernt. In

dieser isolierten Lage begrüßten wir den Nachbar, der sich jetzt zu uns gesellte, mit einem herzlichen Willkommen.

Tompkins, unser Nachbar, oder Lot, wie wir ihn vertraulich nannten, war ein Original in seiner Art. Im Staate New-Hampshire geboren, begann er, kaum flügge geworden, seine Wanderschaft „westwärts“. Nach endlosem Hin- und Herziehen, vom Glücke wenig begünstigt — wohl viel durch eigene Schuld — kam er auf den Gedanken, nach unserm Colorado, nach Californien, auszuwandern und schloß sich endlich einer Gesellschaft an, mit der er dann in unferer Gegend sich ansiedelte.

Lot war ein hübscher, schön gebauter, kräftiger Mann, ein äußerst angenehmer Gesellschafter, der eine Unmasse der teils selbst erlebten, teils gehörten Geschichten zu erzählen wußte, und zwar in einer Weise, die die Zuhörer fesselte und ob des drastischen Humors oft zu schallendem Gelächter brachte. Er hatte auch eine hübsche Altstimme und verstand es vortrefflich, die reizenden altenglischen Balladen vorzutragen, oder die Negerlieder mit stammenswerter Naturtreue zu singen.

In der ersten Zeit unseres Zusammenlebens zeigte er sich jovial, offen, ja sogar herzlich, wenn auch eine starke Dosis Egoismus vorherrschend war, ziemlich bequem und ganz unglaublich abergläubisch.

Nach und nach verringerte sich sein Enthusiasmus bedeutend und er wurde einsilbig, denn, wie er zu sagen pflegte: „Die verdammte Wäscherei zahlt ja nicht einmal das Futter.“

Wie ich bereits vorhin erwähnte, aus Gründen, ihm selbst am besten bekannt, hatte es Lot für geeignet gefunden, seine Partner allein abziehen zu lassen. Wir dachten, er bleibe deshalb zurück, weil er bei seinem angeborenen Bequemlichkeitsfinn, der allerdings mit seiner „Ewige-Juden-Existenz“ stark kontrastierte, es vorzog, die verhältnismäßig geringen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten hier zu ertragen, als sich neuen, unbekanntem, vielleicht viel größeren anzuflehen. Natürlich hüteten wir uns, die amerikanische Sitte zu verletzen und neugierig zu fragen, was ihn veranlaßte, zu bleiben.

Es dauerte übrigens nicht lange, bis wir über den wahren Sachverhalt aufgeklärt wurden.

Eines Abends — es mochten ungefähr drei Wochen seit dem Abmarsch von Lots Partnern gewesen sein — kam unser Nachbar, der drei Meilen weiter oben am Flusse seinen Claim hatte, an unserm Lagerplatz vorbei. Er war auf dem Heimweg von der Stadt, wo er seinen Goldstaub in der „Bergmanns-Bank“ deponiert und eine neue Ladung Lebensmittel eingekauft hatte.

„Hallo! George! Christ! Hier sind Briefe für Euch!“ rief er meinen beiden Kameraden zu, die die willkommenen Nachrichten aus der Heimat mit Freuden auffingen, als er sie ihnen von seinem Pferde aus zuwarf.

Lot spazierte gerade in der Nähe und mit spöttischem Lächeln brachte er seinen stereotypen Witz: „Well, Nachbar, habt nichts für mich diesmal, na vielleicht das nächste Mal!“

„Nein, glaube nicht, daß ich was für Euch habe, Lot,“ erwiderte der Angeredete und fügte mit einem vielsagenden Augenwinken bei: „Aber da ist ein Frauenzimmer mit vier kleinen Kindern auf dem Wege hierher, das einen Mann sucht, dem Ihr verdammt ähnlich seht.“

Lots Heiterkeit verschwand im Augenblick, sein Gesicht wurde fahl und mit sichtlicher Aufregung rief er:

„Na, Freund, macht keine faulen Witze! Ihr werdet mir doch so etwas nicht antun wollen?“

„Faule Witze?! Mann, was denkt Ihr! Es ist die reinste, trockenste Wahrheit.“

Lots Gesicht wurde womöglich noch blässer, es schien, als ob seine Beine den Zitterkrampf bekommen hätten und ohnmächtig, seine Aufregung zu verbergen, stammelte er:

„Was — was sagt Ihr da?“

„Ich sage, daß ein Frauenzimmer und vier kleine Kinder dieses Weges kommen und einen Gatten und Vater suchen, das ist alles!“

„Wie weit zurück?“

„O, eine Kleinigkeit von drei Meilen oder so dergleichen!“ und mit freundlichem Zunicken und einem vielsagenden Seitenblick auf Lot rief uns der Nachbar zu: „Lebt wohl, Kameraden! Habe sonst keine Neuigkeiten!“ Dann gab er seinem Pferde die Sporen und zog das Packtier nach sich und so war er uns bald aus den Augen.

Da stand Lot, das Bild des Jammers, die Hände in seinen Hosentaschen, den Blick auf den Boden geheftet, als wolle er damit ein Loch hineinbohren, um sich darin zu verstecken. Er mußte wohl unsern fragenden Blick fühlen, denn plötzlich richtete er sich auf und mit einem schweren Seufzer sagte er zu uns:

„Es ist ein Faktum, ich bin verheiratet, Kameraden!“

Das war alles und mit dieser Erklärung ging er hinüber zu seiner Hütte. Bald darauf aber kam er zurück und brachte einige Spiele alter, schmieriger Karten, einige Würfel, ein paar Bände „billiger Romane nur für Männer“, und ein „Komisches Gesangbuch“.

„Ich denke, Kameraden, ich werde diese Sachen vorläufig nicht mehr gebrauchen!“ sagte er erröthend und verlegen. „Ich dachte, thue die Sachen weg bei Zeit — manche Frauenzimmer sind in derlei Dingen oft sehr merkwürdig. — Na, Ihr versteht mich wohl! Da nehmt es zu Euch!“

Christ nahm ihm die Gegenstände ab und meinte, er wolle sie für ihn aufheben.

„Well, Freund, könnt das machen, wie Ihr denkt — würde Euch sehr dankbar dafür sein. Es wäre ja möglich — aber nicht wahrscheinlich — versteht Ihr, na und da kämen diese kleinen Zeitvertreiber dann wieder ganz gelegen.“ Dann blickte er vor sich hin auf den Boden, er fürchtete wohl, wir würden uns nur zu billigen Witzen hinreißen lassen. Nein, wir bemitleideten ihn, er war ein guter Nachbar, und war auch unsere Bekanntschaft noch nicht alt, wir hatten ihn liebgewonnen. In solchen Gegenden, fern ab von dem Getriebe der

Welt, schließt man sich leichter aneinander an, und wenn es sich trifft, daß, wie es hier der Fall ist, der Nachbar ein jovialer, gutmütiger, ehelicher Charakter ist, dann nimmt man an seinem Schicksal denselben warmen Anteil, wie an dem eines langjährigen Freundes. Wir quälten ihn auch nicht mit Fragen, sondern luden ihn ein, in unsere Hütte zu kommen und ein Gläschen „Herzstärkung“ mit uns zu nehmen. Lot schüttelte traurig seinen Kopf. „Dank Euch, Kameraden, es geht nicht!“ Dann ging er wieder hinüber nach seiner Hütte, blieb unter der Thür stehen und blickte hinaus in der Richtung, in der die „Ungekündigten“ kommen mußten.

Wir hatten eben unser „Souper“ eingenommen und saßen, um den prachtvollen Abend zu genießen, auf dem Hügel unmittelbar an unserer Hütte und warteten der Dinge, die da kommen würden.

Gerade als die Sonne hinter den fernen Bergen verschwand, sahen wir eine seltsame Reisegesellschaft sich unserm Lagerplatz nähern. Voran ritt auf einem großen starken Packpferde eine Gestalt in halb weiblicher, in halb männlicher Kleidung, ein kleines Kind auf dem Arme, während ein anderes hinter ihr, seine Arme um die Taille geschlungen, auf dem Sattel saß. Einige Schritte weiter zurück kam eine jener Hünengestalten, wie man sie in den Berggegenden zuweilen trifft und die Cooper u. s. w. so prächtig zu schildern verstand, einer jener Trapper und Pfadfinder, die mit dem Wilde und den Rothäuten nach und nach aussterben werden. Vor und hinter sich hatte er auch zwei Kinder, aber schon älter, auf dem Sattel. Der größere Bube mochte wohl zehn Jahre alt sein. Ein riesiger prachtvoller Bernhardiner Hund bildete abwechselnd den Vor- und Nachtrab.

Wenige Schritte vor uns hielt sie an, warf einen kühnen, forschenden Blick auf die ganze Umgegend, der schließlich auf Lot haften blieb, der unbeweglich unter der Thür stand.

„Das ist er!“ rief sie in einem entschiedenen, aber nicht unangenehmen Tone, dem Führer zu: „Hier wollen wir absteigen.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Sonne und die Sonnenflecken.

Die Sonne ist der Zentralkörper des Planetensystems, zu welchem auch die Erde gehört und ist sowohl an Masse wie an Volumen der weitaus größte unter den Körpern dieses Systems und zugleich für sie alle die Quelle des Lichtes und der Wärme. Diese Eigenschaften haben die Sonne für uns zum Gegenstand der eingehendsten Betrachtungen und Forschungen gemacht, dank welchen wir heute ziemlich umfassende Kenntnisse über diesen Himmelskörper besitzen, obwol derselbe über zwanzig Millionen Meilen von uns entfernt ist.

Was zunächst die Größe der Sonne anbelangt, so erhalten wir einen Begriff von jener, wenn wir bedenken, daß der Sonnendurchmesser 1 388 000 Kilometer oder 187 000 geographische Meilen beträgt. Da der Erddurchmesser von einem Pol zum andern

1712 Meilen beträgt, so müßten 109 Erdkugeln übereinander gestellt werden, um die Höhe der Sonnenkugel zu erreichen. Aber auch andere Zahlen sprechen für die ungeheure Größe des Sonnenkörpers. Die Oberfläche der Sonne ist etwa 11800 mal größer als diejenige der Erde und da die Erdoberfläche 9 260 510 Quadratmeilen umfaßt, so können wir hieraus auf den ungeheuren Raum schließen, den die Sonnenoberfläche einnimmt. Die Sonne ist überhaupt 319 500 mal schwerer als die Erde und 700 mal schwerer als alle Planeten zusammengenommen, ihr Volumen ist 1 270 000 mal so groß als das der Erde und beträgt noch immer das 600fache aller Planetenmassen zusammengenommen. Man kann an diese Zahlen verschiedene Betrachtungen und Vergleiche knüpfen. Könnte man z. B. einen elektromagnetischen Telegraphen von der Erde nach der Sonne errichten, so würde die Schwere des hierzu erforderlichen Eisendrahtes 305 500 000 Centner betragen. Rechnet man auf etwa 80 Fuß Entfernung je eine Stange als Stütze des Telegraphen, so wären 8400 Millionen solcher Stangen nötig. Ein Wald, welcher diesen Bedarf hergeben sollte, müßte, wenn je auf einer Quadratmeile 64 Millionen Bäume wüchsen, einen Flächenraum von 134 Quadratmeilen — mehr als die Hälfte des Königreichs Sachsen — bedecken. Würde man ferner die Sonne in Würfelstücke zerschneiden, je eine Meile lang, breit und dick, so würde man über 300 Billionen solcher Würfel erhalten, eine Billion aber ist eine Million mal Million! Man könnte noch manche derartige Berechnungen aufstellen, indessen genügt schon ein Blick auf die vorhin angeführten Zahlen, um zu erkennen, wie winzig unsere Erde im Vergleich zur Sonne erscheint.

Während über die Größe u. s. w. der Sonne schon die Alten annähernd richtige Begriffe hatten, ist man über das Wesen derselben bis in die neueste Zeit noch im Zweifel geblieben und gibt es zur Zeit in der Gelehrtenwelt hierüber zum Teil voneinander abweichende Meinungen. Jedoch neigt man sich im allgemeinen der von dem berühmten Chemiker Kirchhoff aufgestellten Theorie zu, nach welcher die Sonne aus einem festen oder tropfbar flüssigen Kern, der sich in der höchsten Glühhitze befindet, besteht, der umgeben ist von einer Atmosphäre von etwas niedrigerer Temperatur. Ueber die Temperatur auf der Sonnenoberfläche gehen, beiläufig gesagt, die Ansichten der Forscher noch weit auseinander. Nach den Angaben Böllners soll dieselbe eine Höhe von über 27000 Grad Celsius erreichen. Violle und Bicaire wollen neuerdings bloß 1500 Grad gefunden haben, hingegen hat Secchi aus aktinometrischen Messungen wiederum einen Hitzeegrad von 5 bis 6 Millionen abgeleitet; einen nähern Aufschluß über diesen streitigen Punkt zu geben, wird aber die menschliche Wissenschaft wohl schwerlich jemals in der Lage sein. Dagegen wissen wir, daß die Sonnenatmosphäre einen großen Teil der auch bei uns vorkommenden Stoffe enthält, z. B. Magnesium, Eisen, Kupfer, Zink, Kobalt, Natrium, Mangan u. s. w.; doch bilden Wasserstoff und Eisendampf die Hauptgemengteile der Sonne.

Trotzdem nun, wie wir aus Vorstehendem sehen, unsere Kenntnis vom Sonnenkörper in vieler Beziehung eine verhältnismäßig vollkommene ist, so existieren doch noch große Lücken und dies ist namentlich der Fall in Bezug auf eigentümliche, auf der Sonnenoberfläche in gewissen Zeiträumen wiederkehrende Erscheinungen, welche die Astronomen mit dem Namen „Sonnenflecken“ belegt haben. Gerade in diesem Frühjahr sind diese Flecken in ungewöhnlicher Anzahl und Größe auf der Sonnenoberfläche beobachtet worden, und da dieselben vielfach in enge Verbindung mit verschiedenen, namentlich meteorologischen Vorgängen auf unserer Erde gebracht werden, so sei es uns gestattet, hier zusammenzustellen, was über die Sonnenflecken und andere seltsame, hiermit höchst wahrscheinlich in Zusammenhang stehende Erscheinungen auf der Sonne bekannt ist.

Die Sonnenflecken erscheinen nicht an allen Stellen des Sonnenkörpers in gleicher Häufigkeit, sie sind in der Hauptsache beschränkt auf die Zonen zwischen 10° und 30° heliographischer Breite, welche man die Königszonen nennt. Die Sonnenflecken machen sich schon bei schwachen Vergrößerungen als bald einzelne, bald in Gruppen zusammenstehende dunklere Stellen bemerkbar und wurden zuerst 1610 von Fabricius entdeckt und im folgenden Jahre auch von dem berühmten Galilei wahrgenommen. Diese Stellen sind von sehr verschiedener Größe, oft sind sie nur als Punkte (Poren) erkennbar, oft haben sie auch einen Durchmesser von 1000 und mehr geographischen Meilen, ja, die Gruppe, welche am 13. April dieses Jahres beobachtet wurde, hatte in ihrem dunkelsten Teile sogar eine Länge von 12000 und eine Breite von 7000 geographischen Meilen, woraus man auf den ungeheuren Flächeninhalt, den diese Flecken einnehmen, einen Schluß ziehen kann. Ueber die Natur der Sonnenflecken ist man, wie wir schon vorhin andeuteten, noch nicht im Klaren und befinden sich die Gelehrten hierüber noch in teilweisem Widerspruch. Wie wir vorhin mitteilten, besteht nach Kirchhoff der Sonnenball aus einem in der höchsten Glühhitze befindlichen Kern, der von einer Atmosphäre von niederer Temperatur umgeben ist und in dieser gasförmigen Atmosphäre entstehen nun die Sonnenflecken als Wolkenmassen, die in dieser Atmosphäre schwimmen. Eine ähnliche Theorie hat auch Böllner aufgestellt, nur giebt er den Gebilden ein konsistenteres Wesen, indem er sie für Schlackenmassen hält, die sich auf der glühend flüssigen Sonnenoberfläche durch Abkühlung gebildet haben und sich auch infolge der in der Sonnenatmosphäre erzeugten Gleichgewichtsstörungen von selbst wieder auflösen. Der Physiker Faye wiederum denkt sich die Sonne als einen gasförmigen Körper, dessen Oberfläche eine Lichthülle bilde, und wenn diese Hülle an einer Stelle durch aus dem Innern des Sonnenkörpers aufsteigende Strömungen unterbrochen wird, so haben wir nach Fayes Anschauungen den Anblick eines Sonnenflecks.

Wir sehen, die Ansichten der Gelehrten über die Entstehung und Zusammensetzung der Sonnenflecken gehen noch weit auseinander, ebenso wie über die mit diesen Erscheinungen wahrscheinlich in Verbindung stehenden sogenannten Protuberanzen, von

denen man nur bestimmt weiß, daß dies hauptsächlich aus glühendem Wasserstoff bestehende Massen von mannigfachster Form sind, welche bis zu der nach unsern Begriffen kaum faßbaren Höhe von 20 000 geographischen Meilen mit rasender Schnelligkeit — über 20 geographische Meilen in der Sekunde — auf der Sonnenoberfläche aufsteigen. Diese Protuberanzen sollen stets die Vorläufer später erscheinender Fleckengruppen sein und diese Ansicht scheint richtig zu sein, da sich auch bei der gegenwärtigen Sonnenflecken-Periode die unter dem Namen Protuberanzen bekannten Erscheinungen auf der Sonne wieder gezeigt haben. — Wenn wir dergefaßt über die Natur der Sonnenflecken und der damit verbundenen Erscheinungen noch wenig unterrichtet sind, so haben wir desto mehr Gewißheit über die Zeiträume, in denen die Sonnenflecken aufzutreten pflegen, ihre Bewegungen auf der Sonne und ähnliche Vorgänge. Anerkannte Astronomen, wie z. B. der schweizerische Gelehrte Rudolf Wolf haben gezeigt, daß die Menge der Sonnenflecken eine Periode von ungefähr $11\frac{1}{7}$ Jahren umfaßt, mit Abweichungen von durchschnittlich $1\frac{2}{3}$ Jahren. Die Jahre 1829, 1837, 1848, 1860, 1871 waren durch zahlreiche Sonnenflecken ausgezeichnet, dagegen zeigten sich 1833, 1844, 1856, 1867 und 1878 deren nur wenige und oft war die Sonne monatelang gänzlich frei von Flecken. Wolf hat auch eine größere Generalperiode konstatiert, die etwa sechs kürzere Perioden von ungefähr 11 Jahren umfaßt.

Schon in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts hatte Wolf im Verein mit Sabine, Gautier und andern Gelehrten das Zustandekommen der Sonnenfleckenperiode mit derjenigen der erdmagnetischen Störungen und Variationen erkannt. Später hat man auch in den Erscheinungen der Nordlichter, des Regenfalles, der Stürme u. s. w. dieselbe Periode zu erkennen geglaubt, ja, Herschel wollte schon Ende vorigen Jahrhunderts einen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken und der Fruchtbarkeit der einzelnen Jahre erkennen. Ein solcher Zusammenhang scheint für die Temperatur unserer Erdoberfläche wirklich zu bestehen, oder wenigstens eine 11- bis 13jährige Periode, da die Jahre 1811, 1822, 1834, 1846, 1857—58 und 1868 ungewöhnlich warme Temperatur zeigten und welche in die Periode zahlreicher Sonnenflecken fielen. Es würden demnach auch für dieses Jahr oder die nächsten Jahre heiße Sommer zu erwarten sein. Lächerlich wäre es aber, von den Sonnenflecken und den Sonnenprotuberanzen einen verderbbringenden Einfluß auf unsern Planeten zu befürchten; ängstliche Gemüter meinen zwar, daß jene furchtbaren Eruptionen auf der Sonne unsere Mutter Erde vielleicht gar aus ihrer altgewohnten Bahn drängen oder eine neue Sündflut hervorrufen, gewaltige Orkane und dergleichen mehr entfesseln könnten. Indessen, die Erde wandelt nun schon Tausende von Jahren die Bahn, welche ihr von der Hand des Schöpfers vorgezeichnet wurde, ohne nur ein Atom hiervon abgewichen zu sein, und wir denken, sie wird auch noch fernerhin ihres Weges wandeln und wenn ihr auf demselben gewaltige Erdbeben, Ueberschwemmungen u. s. w. begegnen, so vollzieht

sich dies eben nach unabänderlichen Naturgesetzen, nicht aber unter Einfluß jener merkwürdigen Erscheinungen auf der Sonnenoberfläche.

Cognak.

In den „Tyroler landwirtschaftlichen Blättern“ hat Direktor E. Mach einen Aufsatz über Cognak veröffentlicht, der zum Teil auf eigenen Erfahrungen beruht und dessen wichtigste Stellen wir nachstehend reproducieren. Der Verfasser erwähnt, daß die Feinheit des Cognaks durch eine Reihe verschiedener Momente bedingt ist, sie hängt vor allem ab von dem Traubenmaterial, aus dem der zu destillierende Wein gewonnen wird und zwar sowohl von der Traubensorte als von dem Boden, auf dem die Trauben gewachsen, von der Behandlung des Weines, seinem Zustande, von der Art des Brennens und endlich ganz besonders von dem Alter und der Art der Lagerung des Branntweins. Der Einfluß der Traubensorte auf die Beschaffenheit nicht nur des Weins, sondern auch des aus demselben erzeugten Branntweins wird vielfach zu wenig beachtet, man überzeugt sich hiervon aber leicht durch probeweise Destillation verschiedener Weinsorten. Jede derselben liefert ein anderes eigenthümliches, charakteristisches Produkt. Je feiner, je bouquetreicher der Wein, desto feiner wird auch im allgemeinen der Branntwein ausfallen, desto mehr werden die Bouquetstoffe in demselben hervortreten. Das Aroma des Branntweins erinnert nicht selten deutlich an jenes des Weins, besonders wird dies bei Verwendung spezieller Bouquetforten, wie Riesling, Traminer u. a. leicht konstatiert werden. Wir selbst haben von verschiedenen Weinsorten Branntwein versuchsweise hergestellt. Einzelne, wie z. B. Muskateller, zeigten geradezu ein köstliches Bouquet, feiner und zarter selbst als jenes des Weins. Ja, nicht selten konnte im abdestillierten Branntwein erst die Art des Sortenbouquets erkannt werden, das, im Wein selbst gedeckt, durch andere Geschmacks- und Geruchsstoffe gar nicht oder nur ganz unbedeutlich hervortrat. Auch so mancher Fehler, der im Wein kaum störte, tritt sehr deutlich hervor, wenn wir ein Glas mit dem aus demselben gewonnenen Branntwein schwenken, dasselbe dann umgekehrt auf einen Bogen reines Papier oder eine Serviette stürzen und von Zeit zu Zeit zu dem Glase riechen. Der Branntwein läßt sich so förmlich analysieren, zuerst treten die feinsten flüchtigsten Bouquetstoffe hervor, hierauf verdunstet der Alkohol, während zuletzt die am wenigsten flüchtigen, für die Sorte aber oft charakteristischsten Bouquetstoffe zur Wahrnehmung gelangen, wie z. B. der vielen bessern Rotweine eigenthümliche Vanillegeruch, der harzige, an Enzian erinnernde Geruch von aus edelfaulen Trauben bereiteten Weinen u. Diese Unterschiede kann man selbst bei Tresterbranntweinen konstatieren, obwohl der große Gehalt an Denanthäther, Weinbeer- oder Drusenöl, das im Trester-, besonders aber im Hefenbranntwein enthalten ist, die feineren Geruchsstoffe größtentheils verdeckt. Der große Gehalt an Denanthäther im Tresterbranntwein, wodurch der-

selbe beim Verdünnen mit Wasser mildig getrübt wird, unterscheidet denselben überhaupt wesentlich von Weinbranntwein, der nur Spuren dieses in konzentriertem Zustande geradezu widerwärtig empirematistisch riechenden Stoffes enthält und daher auch beim Verdünnen mit Wasser vollkommen klar bleibt. Es ist daher ein großer Irrthum, wenn da und dort selbst in Büchern der Denanthäther als der wertvollste Cognakbestandteil angeführt wird oder man gar empfiehlt, durch Zusatz von Denanthäther zum Tresterbranntwein aus letzterem den kostbaren Cognak herzustellen. Wer je den Geruch von Cognak und Tresterbranntwein in mit demselben ausgeschwenkten Gläsern verglichen hat, wird nicht mehr so leicht getäuscht werden. Selbst ein geringer Zusatz des im Verhältnis zum Cognak höchst ordinären Tresterbranntweins läßt sich mit Leichtigkeit erkennen. Es genügt, Wein in einem Apparat zu destillieren, in dem früher Trester gebrannt worden und der nicht mehr mit ganz außerordentlicher Sorgfalt gereinigt wurde, um dem Destillat den unangenehmen Geschmack des Denanthäthers, des Tresterbranntweins zu verleihen. Dieser Geschmack ist aus dem gewöhnlichen Tresterbranntwein selbst durch die energischste Rektifizierung auf 90 bis 95 Proz., selbst durch Verbinden derselben mit einer vorangehenden Behandlung mit Holzkohlen nicht oder doch wenigstens nicht vollständig zu entfernen. Höchstens die ersten Partien des rektifizierten Destillates sind hiervon einigermaßen frei und könnten als Weinsprit (aus ordinärem Wein bereiteter Spiritus trois, six de Languedoc) gelten. Als Zusatz zu Wein wäre jedoch selbst die Verwendung des rektifiziertesten Tresterbranntweins, abgesehen davon, daß sich die Rektifizierung nicht lohnen kann, gewagt. — Die Erzeugung des Cognaks betreffend, sei noch erwähnt, daß die Trauben stets süß gepreßt und der Most ohne Hülfs der Gährung überlassen wird. Erst wenn der Wein klar geworden, wird er gebrannt. Die in der Charente und im Gers u. c. fast ausschließlich verwendete Traubensorte, die schon erwähnte Folle blanche ist eine weiße, entfernt an Gutedel erinnernde Traube. Die Rebe ist sehr reichtragend. Guyot führt als mittlern Ertrag in den kalkigen Lehmböden des Montons Segonzac 90 Hektoliter per Hektar an, im Durchschnitt in der Charente 50 Hektoliter. Noch geringer in der Charente Inferieur und im Departement Gers. Die Preise per Hektoliter Wein betragen vor dem Auftreten der Phylloxera etwa 10, nach Ham sogar nur 5 bis 6 Fres. per Hektoliter. Nur bei so niederm Preise des Weins ist die Branntweinerzeugung überhaupt rentabel, obwohl alter gelagerter Cognak leicht mit 300 bis 600 Fres. per Hektoliter gezahlt wird. — Große Sorgfalt verwendet man bei Auswahl des Holzes zur Herstellung der Lagerfässer für feinen Cognak (meist die Picee zu vier Hektoliter), da die Art des Holzes einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Entwicklung des Branntweins ausübt. Man bevorzugt in Cognak besonders das sogenannte weiße französische Eichenholz (von Angumois, Limousin, Berry) oder das sogenannte Danziger Holz. Das wenig dichte und sehr extraktreiche slawonische Eichenholz ist gänzlich ausgeschlossen. Beim Lagern in

diesen Eichenfässern nimmt der Cognak nach und nach jene schöne, tiefe goldbraune Farbe an, welche man als Zeichen eines alten Cognaks schätzt. Neben Farbstoff werden hierbei natürlich auch geringe Mengen Gerbstoff und andere Extraktstoffe aus dem Holze ausgezogen. Die allerfeinsten Cognaks sind dagegen, weil sogleich in Glasgefäßen aufbewahrt, vollkommen weiß. Man kann übrigens aus der Farbe absolut nicht mehr auf das Alter des Cognaks schließen, weil fast jeder im Handel vorkommende Cognak durch Zusatz von gebranntem Zucker (Caramel) gefärbt ist. — Wir hatten Gelegenheit, eine Reihe zum Teil sehr feiner Cognakmuster zu untersuchen. Mit Ausnahme eines einzigen Musters, das wir der Freundlichkeit des Herrn Oesterreicher in Trient verdanken, enthielten sämtliche übrigen, deren Preis von 200—600 Francs per Hektoliter schwankte, mehr oder weniger karamelisirten Zucker, und zwar von 5 bis 17 Gramm im Liter. Um die Gesamtmenge des Zuckers im Cognak zu bestimmen, muß die Probe vorher durch Erwärmen mit einer Säure invertiert werden, da sich ein Teil des Zuckers, meist circa die Hälfte, als Rohrzucker, der andere als Invertzucker im Cognak befindet, indem beim Karamelisieren des Zuckers ein Teil des Rohrzuckers in Invertzucker übergeführt wird. Der Gesamtextrakt der Cognakmuster schwankte zwischen 0.76 bis 2.6 Proz. Die feineren Proben enthielten zumeist nicht über 1.5 Proz. Extrakt. Von dem Gesamtextrakt entfielen 3.6 bis 8.6 Gramm im Liter auf Gerbstoff, und zwar letztere Zahl bei dem feinsten und ältesten Muster, das zur Untersuchung gelangte und ganz frei von Karamel war. Der Alkoholgehalt der von uns untersuchten Muster schwankte zwischen 47.7 bis 55.9 Volumprozent und betrug im Mittel 52.5 Volumprozent; die Dichte des Cognaks 0.9268 bis 0.9417.

Zeitdauer des menschlichen Lebens.

Von zehn Menschen, die an einem Tage geboren werden, erreicht nur einer das vierundsiebzigste Jahr; von achtzehn dergleichen kommt nur einer zum achtzigsten, von dreiundvierzig wird nur einer fünf- undachtzig Jahre alt. Mit jedem Jahre erweitert sich die Luft. Fast unter sechzig gleichzeitig Geborenen kommt erst einer zum siebenundachtzigsten Jahre. Einer aber, der hundert Jahre zählen soll, muß dreitausend fünfshundert der mit ihm zugleich Geborenen ins Grab sinken sehen, und wer ein- hundertundfünf Jahre wurde, dem gingen vierzehn- tausend seiner Brüder im Tode voran. Von fünfund- zwanzigtausend Menschen gelangt nur einer zum ein- hundertundsechsten Jahre, von fünfzigtausend nur einer zum einhundertundsiebenten Jahre und unter einer Million Menschen erreicht erst ein Einziger das ein- hundertzehnte Jahr. Was ist Menschenleben — Spreu vor dem Winde! Von einhunderttausend Kindern sinken gleich im ersten Lebensjahre zweiundzwanzig- bis dreiundzwanzigtausend ins Grab, denen acht- bis neuntausend im zweiten Lebensjahre nachfolgen. Die Menge muß aber noch kleiner werden; vier- bis fünftausend folgen im dritten, zwei bis dreitausend

im vierten, fünfzehnhundert bis zweitausend im fünften Jahre und selbst das sechste Jahr verlangt noch tausend bis elfhundert Opfer! Und so sind also die hundert- tausend dann schon bis mindestens auf sechzigtausend vermindert.

Altdeutsche Spruchweisheit.

Laß jedermann sein, der er ist,
So sagt man dir nit, wer du pist.

Ein Markt ohn'n Dieb,
Ein jungfraw ohn lieb,
Ein Bock ohn ein bart
Ist wider Natur und art.

Rede nicht zuviel, mach alles war,
Borg nicht zuviel, zal alles klar.

Frisch, frei und geduldig,
Was ich nicht zu bezahlen hab,
Das bleib ich schuldig.

Wer mit liebe umgalt
Der weiß wol, wah sie in sich hat.

Sie macht mannigen gahn,
Der sonst wol stille wurde stahn.

Gewalt, gab und gunst
Brecken recht, treu und Kunst.

Mein Glück schläft noch,
Zur zeit erwacht es doch.

Lehd, schweig und vertrag,
Dein not niemant klag,
An Gott nit verzag,
Glück kombt alle tag.

Wann der Reid brennte wie Feuer,
So wär das Holz lang nicht so theuer.

Wo der Bürgermeister schenket Wein,
Die Fleischhauer im Kate sein,

Und der Bäcker wiegt das Brot
Da leidet die Gemeinde große Not.

(Am Rathaus in Gotha.)

Falsitas ist hochgeboren.

Fides hat den Glauben verloren.

Justitia leidet große not,
Veritas ist geschlagen zu tot,
Ach Gott hilf mir aus aller not.

Rätsel.

Steht es vor Dir, so freut es Dich,
Stehst Du vor ihm, bedrängt es Dich,
Es ist und wird Dir vorgefegt
Und kommt nach allem auch zuletzt.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:

Vorhang.

Richtig angegeben von L. H. hier und C. G.
in Hilden.